

Der Radiumplatz Joachimsthal.

Von Dr. Rudolf Ditmar in der „Mundschau“.

Wer kannte bis vor Kurzem das Städtchen im böhmischen Erzgebirge, das von Fichtennäldern umgeben im tiefen Thal der Wetschitz liegt? — Dem Münzkundigen hat der Name allerdings einen guten Klang, hat doch Graf von Schlick zuerst im Jahre 1518 seine Guldengroschen aus dem Silber von Joachimsthal geschlagen, und der „Joachimsthaler“, zum „Thaler“ abgekürzt, machte alsbald seinen Siegeszug durch die deutschen Lande. Hier hat er als Haupt- und Währungsgröße nahezu vier Jahrhunderte in Ehren bestanden, und auch wir haben ihn noch als Reichsthaler und Vereinsthaler kennen und schätzen gelernt. Erst in jüngerer Zeit hat er seine Rolle endgültig ausgespielt, denn die moderne 3-Mark-Scheidemünze kann den alten Thaler, den Joachimsthaler, in keiner Weise ersetzen.

Der Zufall will es, daß heute, wo der Ruhm der Geburtsstätte des Thalers mit dessen Verschwinden verbleibt, der Name Joachimsthal wieder in der ganzen Welt genannt wird. — Schon im Jahre 1545 mußten die Grafen von Schlick das Bergwerk an König Ferdinand I. abtreten und seitdem ist es königlicher Besitz. Im Jahre 1546 wurde der Stadt ein Wappen verliehen, das sie heute noch besitzt. Während der Bergbau auf Silber im Laufe der Jahre seine Bedeutung verlor, haben die bei Joachimsthal in reicher Menge vorkommenden Uranerzminerale und andere Uranverbindungen einen ganz unerwarteten Wert erlangt. In der Kgl. Uranfarbenfabrik Joachimsthal, dem größten Uranwerk der Erde, werden diese Erze zu Uranpräparaten verarbeitet, die zum Färben des Porzellans und Glases und zum feuerfesten Imprägnieren von Geweben Verwendung finden. — Im Jahre 1896 hatte nun Berquerel erkannt, daß alle Uranverbindungen unsichtbare Strahlen ausstrahlen. Die nachfolgenden berühmten Untersuchungen von Frau Curie zeigten, daß dem Uran selbst nicht diese Eigenschaften eigen sein können, da die Beschleiden von Joachimsthal die dreifache Aktivität des Urans ergaben. Ja, noch mehr. Die bei der Uran-Farbenerzeugung gewonnenen Abfälle, die sog. Uranerzrückstände, hatten trotz der Extraktion des Urans fast ihre gesammte Aktivität beibehalten. Zum Zweck der Untersuchung waren Frau Curie zehn Centner dieser Rückstände zur Verfügung gestellt worden. Durch fortgesetzte Trennung der aktiven Materie von der nicht aktiven gelang es Frau Curie, den Träger der aktiven Masse, das Radium, zu gewinnen, aus 1 Tonne (1000 Kilogramm) Rückständen etwa 1 Gram Radium. Hierzu waren 5000 Kilogramm Chemikalien und 50.000 Kilogramm Wasser erforderlich. Die Aktivität des gewonnenen Körpers ist allerdings auch zwei Millionen mal größer als die des Urans.

Die k. k. Farbenfabrik hat daraufhin mit der systematischen Ausbeutung des radiumhaltigen Bodens begonnen und heute bereits das zweite Gramm Radium gewonnen. Von der Wiener staatlichen Verkaufsstelle für Radium wird das Gramm Radium zur Zeit mit 380.000 Kronen bewertet. Wenn auch dieser Preis den eines jeden anderen uns bekannten Körpers weit überschreitet, wird er durch die Nachfrage gerechtfertigt, da mehr Abnehmer vorhanden sind, als Radium geliefert werden kann. — Auch Radiumüber sind in der Uranfabrik untergebracht.

Da in neuerer Zeit dem Radiumgehalt des Wassers vielfach dessen Heilkraft zugeschrieben wird, hat Joachimsthal alle Aussicht, sich zu einem Weltbade zu entwickeln. Die Aktivität seiner Grubenwässer übertrifft die der Gasteiner Quellen und der böhmischen Thermen weit. So weisen nach Angabe von Mache & Meyer die Karlsbader Wasser Zahlen von 885 bis herab zu 23 Volt auf, Marienbad von 156—152, Teplitz-Schönau 151—72, Franzensbad 222—29, während hingegen in Joachimsthal das Wasser vom Einlaßhollen 751 Volt, vom Barbaroschollen 1140 und vom zweiten Wernerloche 4270 Volt auf pro 1 Liter und 15 Minuten zeigt. Step fand im Wasser im Daniellstollen gar 12.500 Volt auf.

Das radioaktive Wasser wird in verdünntem Zustand als Antirrhin gegen Bleichsucht angewendet und hat sich bekanntlich als Spezifikum gegen Gicht und Rheumatismus schnell einen Namen gemacht. In dieser Hinsicht dürften sich auch die Joachimsthaler Wässer bewähren, doch sind die äußeren Bedingungen der weiteren Entwicklung zum großen Kurort nicht günstig. Daß Joachimsthal ein Zuckerkurort und daß die Bahnverbindung nach dort vorläufig eine recht

mangelhafte ist, steht einem raschen Aufblühen entgegen. Auch, daß der Daniellstollen und die Bäder staatliches Eigentum sind, der fördernde Einfluß privater Initiative also fast ausgeschlossen ist, wirkt hemmend. Immerhin hat sich neuerdings eine Gesellschaft gegründet, die den Bau eines modernen Hotels beabsichtigt, so daß Heiluchende in Zukunft wenigstens Logis finden werden, für das bisher noch nicht gesorgt war. — Wenn die Heilwirkung der Joachimsthaler Wässer das hält, was ihr Radiumgehalt verspricht, wird der Ort trotz der entgegenstehenden Schwierigkeiten sicher bald die ihm zukommende Stelle als Heilbad sich erringen. Daß die Radioaktivität des Wassers ein wichtiger Faktor ist, geht aus der längst bekannten, vor Entdeckung des Radiums aber unerklärlichen Tatsache hervor, daß die Heilwirkung vieler, jetzt als radiumhaltig erkannter Quellen nur an Ort und Stelle in Erscheinung tritt, bei Versand des Wasser aber ausbleibt, daß Wasser also mit dem Verlust des Radiumgehaltes, der schon nach kurzer Aufbewahrung eintritt, auch seine heilende Kraft einbüßt.

Ein altes Bild des Heidelberger Schlosses.

Ein wichtiges Dokument für das frühere Aussehen des Heidelberger Schlosses bildet das jüngst vom Herzog von Sutherland den „Städtischen Sammlungen“ Heidelberg geschenkte Gemälde aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Nach dem Ergebnis der Forschungen über den Ursprung des Bildes kann es direkt als Vorlage des berühmten Merianischen Stiches gelten der wiederum nach Jacques Fouquieres gleichartigem Gemälde gearbeitet ist. Fouquieres, der von 1616—1618 an der Ausmalung des englischen Baues Friedrichs V. gearbeitet hat, wird auch dies Bild zugesprochen sein. Wie er hier das Schloß wiedergibt, war es ursprünglich von Salomon de Caus, dem Baumeister des kurfürstlichen Lustgartens, geplant. Das Bild hat seltsame Schicksale gehabt. Wahrscheinlich im Auftrage des „Winterkönigs“ gemalt, kam es 1685 nach dem Aussterben der Pfalz-Simmernschen Linie nach St. Cloud in den Besitz der „Eiselleite“. Während der französischen Revolution durch Philipp Egalite nach England gebracht, erwarb es dort Carl Götter, von dem es die Herzogin von Sutherland erben, bis es nun wieder seinen Weg nach Heidelberg fand.

Ein germanisches Haus aus den Jahren 300 bis 200 v. Chr.

Prof. Schuchardt vom Berliner Museum für Völkertunde hat bei seinen Ausgrabungen an der Römerschanze bei Nollitz ein germanisches Haus bloßgelegt. Der „Total-Anz.“ berichtet darüber: Das Haus mißt in der Länge neun und in der Breite sechs Meter. Die Längsseite war durch sieben, die Breitseite durch vier Pfeiler markiert. Ein etwa 1½ bis 2 Meter im Durchmesser großer Steinhof, dessen einzelne Steingefüge durch Lehmbeurj vermischt waren, bildete die Hofstelle. Im offenen Atrium fanden sich Holzstohlfenster und Ueberbleibsel von Knochen, die sofort einen Schluß auf die Zusammenstellung der germanischen Speisekarte gestatteten. Es wurden Rindes-, Schafs- und Wildschweinknochen in großer Anzahl gefunden, Fischgräten nur ganz vereinzelt. In der Nähe des Herdes fanden sich die sogenannten Mahl- und Klopffeste, ferner eiserne Messer. Umweit dieses Germanenhaus wurden die Reste einer slawischen Siedlung gefunden, und an der einzigen Feuerstelle entdeckte man unter dem Brandschutt und Knochenresten den Kienknochen eines Wels, in dem noch die eiserne Angel steckte. Die Existenz des jetzt entdeckten germanischen Hauses, das überhaupt das erste ist, das man bisher gefunden hat, fällt in die Jahre 300 bis 200 v. Chr. Die Nachforschungen auf der Römerschanze haben auch den Beweis gebracht, daß die von Natur aus bedruckten Anlagen, die man gewöhnlich als heilige Haine anzusprechen pflegt, nicht dem Kultus der Germanen, sondern reinen Niederlassungszwecken dienen. Man hat noch eine Sichel gefunden aus Eisen, Holzverzierung mit Nesselkorn und der dazu gehörigen Holzniere, sowie Spinnwirtel und eine Hirschhornspindel. Die auf der Römerschanze jetzt burchforchte germanische Gauburg ist die größte, die überhaupt nachzuweisen ist. Sie mißt 200 zu 250 Meter im Geviert und biente nur Verteidigungszwecken und Wohnzwecken des Gauherren.

Lüchtl.

Polizeinspektor: „Warum haben Sie nicht, wie ich anordnete, um elf Uhr Bericht erstattet? Jetzt ist es doch schon nach zwölf!“
Kriminalschuttmann: „Ich wußte leider die Zeit nicht. Einer von den Taschendieben, die ich zu beobachten hatte, hat mir meine Uhr gestohlen.“

Chronik des ältesten Berliner Hauses.

Eine einzig in Berlin dastehende Gedentafel hat der Neubau Klosterstraße 87 erhalten, wo sich bis zum vorigen Jahre noch das älteste Haus Berlins erhob. Neben zwei Bronze-reliefbildern, die Straßensicht und Hofansicht dieses alten Hauses mit großer Schärfe wiedergeben, befindet sich an der Fassade in mähtiger Höhe eine Bronzetafel mit folgender Inschrift: „Chronologie, Klosterstraße 87, ehemals Burglehn und Freihaus, die drei Linden“, auch „die alte Kanzlei“ genannt, von circa 1480—1556 im Besitz der Bischöfe von Lebus. Fernere Besitzer: 1556 Joachim v. Koebel, kurfürstlicher Feldmarschall, zu dieser Zeit kurfürstliche Kanzlei, 1669 von Platen, Generalkriegskommissar, 1700 von Brandt, Wirklicher Geheimrat, Staatsrat, 1724 Reichsgraf von Sparr, 1748 Handte, Mundloch Friedrich des Großen, 1784 Fetsch, Brose, Preuß“. Den Neubau hat die noch heute bestehende jetzt 125 Jahre alte Bontfirma H. F. Fetschow und Sohn errichten lassen. Auf einer anderen Bronzetafel sieht man drei Lindenbäume. Eine fünfte Tafel, die sich einst am Treppenhause im Hofe des alten Gebäudes befand, zielt die Mitte des Neubaus. Sie meldet, daß der Kurfürst Johann Georg dem Hause Vorrechte und Freiheiten verliehen hat.

Ein genialer Gaunerstreich.

Kürzlich hat sich bei einer der bedeutendsten Londoner Banken folgender Fall zugetragen. Ein Kunde, der bei der Bank ein ziemlich bedeutendes Depot hatte, wünschte eines Morgens in großer Eile den Direktor zu sprechen. Nach Erledigung der gewöhnlichen Höflichkeitsformel erklärte der Besucher, daß er am nächsten Tage eine gute Spekulation in Aussicht habe und 20.000 M. als Anzahlung hinterlegen müsse. „Ich möchte gern“, sagte der Kunde, „daß mein Freund, wenn er sich morgen die 20.000 M. hoch, sieht, daß mein Kassenbestand dadurch noch nicht erschöpft ist. Wolle Sie mir daher den Befehl thun und alle Zahlstellen instruieren, meinen Gehalt, wenn er vorgelegt wird, zu honorieren, ohne erst meinen Kassenbestand in den Büchern festzustellen. Das wird auf meinen Freund einen guten Eindruck machen, und es kann ja auch weiter nichts schaden, da Sie meinen Kassenbestand (der ein wenig mehr als 20.000 M. betrug) kennen.“ Der Direktor, dem der Name des Kunden lange Zeit aus den Büchern bekannt war, hegte nicht den geringsten Verdacht und versprach, seinem Gehalt nachzukommen. Als der Gehalt am nächsten Tage an einer Filiale der Bank präsentiert wurde, wurde das Geld ohne alle Umstände bezahlt. Gleichzeitig wickelte sich aber dieser Vorgang in vier anderen Zahlstellen der Bank ab, wo jeder Beamte seinen Instruktionen gemäß, den Gehalt über 20.000 Mark honorierte, so daß die Bank im ganzen nicht weniger als 100.000 Mark ausgezahlt hat. Als der „Herr Kunde“ die höfliche Einladung erhielt, in der Bank vorzusprechen, konnte er natürlich nichts mehr entdecken.

Der häßliche Nobelgardist.

Vor anderthalb Jahrhunderten war es, da ein eigenartiger Befehl der Kaiserin Maria Theresia an die ungarische Komitäre erging. Aus jedem Komitat sollten junge, dabei schöne und reiche Männer adliger Herkunft nach Wien geschickt werden, um dort eine prunkvolle Leibgarde der Monarchin zu bilden. „Alles idyllische Kerrelchen sollen's sehn“, hatte Maria Theresia geschrieben. Der Kaiserin Befehl hatte einen ungeahnten Erfolg; ungezählte Jünglinge des Ungarlandes rüsteten sich, um nach Wien zu gehen und sich in die lässliche Nobelgarde einreihen zu lassen, in der „jeder Gemeine Offizier“ haben sollte. Durch die übergroße Zahl der sich Meldenden kam Maria Theresia nicht wenig in Verlegenheit, und so war es denn am Schluß einer sehr langen Audienz gütlich darüber, als nach der vorläufigen Entlassung der jungen schönen Edelkute noch ein kleiner, häßlicher, dabei verwachsender Jüngling zurück blieb. Erfaunt fragte ihn die Kaiserin nach seinem Begehren, worauf die freimüthige Antwort erfolgte, daß auch er in die Nobelgarde eingereiht zu werden wünsche. Wegen dieser unerwarteten Antwort verzagte die sonst so lautholte Fürstin im Augenblick jede Rücksicht und fragte, ob er denn nicht wisse, wie häßlich er sei? „Majestät“, erwiderte er, „ich sollte schämen, es könnte unterduns nichts schaden, wenn sich unter den lauter schönen Männern der Nobelgarde auch ein fluger Mann befände, und das, glaube ich, könnte ich sein, da ich etwas im Leben gelernt habe.“ Maria Theresia rebete nun Georg Bessenzi — so hieß der Jüngling — in lateinischer Sprache, die sie meisterlich be-

herrschte, an; Bessenzi antwortete lortrelt ciceronianisch. Da er auch in seinen Antworten auf andere Fragen bewies, daß er ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung war, so wurde er in die Nobelgarde aufgenommen. Er brachte es hier so weit, daß er vier Jahre lang ihr Kommandeur mit dem Range eines Generals war. Nach größerer Verdienste aber hat sich der „häßliche Nobelgardist“ durch seine dichterischen Arbeiten erworben, und seine patriotischen Dramen und Erzählungen haben einen ebenso tiefen Einfluß ausgeübt wie seine hervorragenden ästhetischen, historischen und allgemein literarischen Schriften. Nicht unerwähnt bleibe, daß von Bessenzi, den man mit Recht den Begründer der neueren ungarischen Literatur nennt, auch der erste umfassende Plan zur Gründung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften stammt.

Eine Sammlung alter Taschenuhren.

Zur Geschichte der Taschenuhren liefert die jetzt vom sächsischen Staate für den Königl. Mathematisch-Physikalischen Salon im Dresdener Zwinger erworbene Bleiernerde Sammlung alter Uhren ein sehr wertvolles Material. In 20 erlesenen Stücken zeigt diese Sammlung den Werdegang der Taschenuhr in der Technik und im Schmud. Als Zeitmesser waren die nach einer Erfindung des Nürnberger Schlosses um 1511 angefertigten ersten Taschenuhren begehrtesterweise sehr ungenau, jedoch im Schmud fast schon Meisterwerke. Man trug eine Uhr zuerst als Brustschmud an einer goldenen Halskette, später, bis gegen 1800, zumeist offen auf der Weste und, was die Damen betrifft, gewöhnlich an der Taille befestigt. Erst in der Folgezeit wurde sie in der Westentasche getragen. Als Schmudstück war sie und ist sie noch dem Wesen des Geschmacks unterworfen. Vorwiegend trat von der Mitte des 17. Jahrhunderts an das edle Email in die Erscheinung. Darüber hinaus schmückte man auch das veredelte Werk mit feinem gravirten und ornamentaldurchbrochenen Zierrath. Die technische Vervollkommnung des winzigen Motors selbst ist, wenn auch eine allmähliche, so doch eine nicht minder erstaunliche. Schritt für Schritt ringt der Uhrmacher danach, durch ingeniosen Neuerungen bessere Gangergebnisse zu erzielen. Um das Jahr 1850 begann die Maschinenarbeit in der Uhrmacherei häufiger zu werden.

Die unzureichende Musik.

Richard Strauß veröffentlicht in der Wiener „N. Fr. Presse“ Erinnerungen an Hans v. Bülow. Da erzählt er u. a.: Eines Tages war Bülow (das Geschichtliche spielt in Meinungen) mitten im Studium von Herzog Georgs „Sinfonie, als der Herzog Georg, gefolgt von seinem Adjutanten Herrn v. K., das Theater betrat. Bülow klopfte sofort ab und fragte nach des Herzogs Befehl. Der leutselige Fürst wollte nur zuhören und fragte, was gespielt wurde. „Eine Sinfonie von Beethoven“, erwiderte Bülow, bedauerte aber zugleich, daß der Wert dem Herzog nicht vorführen könne, da er erst im Beginn des Studiums stünde. Der Herzog: „Das macht nichts, ich höre zu.“ Bülow: „Ich bedauere lebhaft, Hoheit, die Aufführung ist zu unzureichend, ich kann Sie nur Höflichkeit nicht präsentieren.“ Herzog: „Aber Bülow, seien Sie nicht formlich, es ist mir egal, wie es geht, ich höre gern zu!“ Bülow, mit einer dritten feinen Verbeugung: „Hoheit, ich bedauere zum drittenmal. So weit, wie wir jetzt in der Sinfonie sind, reicht's höchstens für Herrn v. K.“ Oben das grinsende Orchester, dazu Bülow in musterhafter Hofhaltung, unten der Herzog mit dem armen Opfer. Es war eine hübsche Gruppe....

Automaten im alten China.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, in jenen zum Theil uralten Berichten über merkwürdige Erfindungen, die frühere Jahrhunderte als phantastische Uebertreibungen belächelten, wieder das Thatfächliche zu erkennen. Die römischen Schriftsteller, die überliefernd, daß zu ihrer Zeit selbstlaufende Wagen und hydraulische Aufzüge konstruirt wurden, begegnen heutzutage keinem Unglauben mehr, und was die antiken Heißluft- und Warmwasserheizungen betrifft, so liegt da durch die Ausgrabungen vom Rhein bis in die afrikanische Wüste manches großartige gelöste Problem klar zu Tage. Längst weiß man auch, daß im alten China bedeutende Erfindungen gemacht wurden, wie Herstellung von Pulver und Glas, weniger bekannt aber dürfte die Thatfächlichkeit sein, daß um 1000 vor Christus in China unter dem König Mu von Tschao der Erfinder aufgetreten ist, die sich mit der Herstellung von Automaten beschäftigten. Einer von ihnen, „Mih-Tsch“, soll einen künstlichen Vogel konstruirt haben, der nicht nur fliegen,

Zur Unterhaltung.



Sepp: „Es ist heut' recht langweilig!“
Jakob (auf einen am Tisch sitzenden Herrn zeigend): „Da lang dem eine mauf, daß mer auch a Unterhaltung freig'ni!“

sondern auch pfeifen und sich langsam zur Erde niederlassen konnte. Dem Gipfel aber erreichte ein gewisser Jini-Si, der vor dem König einen Automaten in Menschengestalt aufmarschieren ließ, der im Schritte ging, laufen konnte, sich bückte, sang und den König militärisch grüßte. Diese Kunst machten jedoch auf den König, der wahrscheinlich kein allzu fortschrittlich gesinnter Mann war, einen anderen Eindruck als den erwarteten. Er verurtheilte nämlich den Mechanikus — offenbar wegen umstürzlicher Bestrebungen — ohne Weiteres zum Tode und ließ sich erst dann dazu erweichen, das Urtheil zurückzunehmen, als der Künstler das staatsgefährliche Spielzeug auseinandernahm, wobei der König sehen konnte, daß nichts weiter darin war, als ein Gefüge aus Leder, Holz, Leim und Metall. Dies scheint ihn beruhigt zu haben, denn er begnadigte den Künstler; der Automat aber blieb konfisziert. Der Bericht über diese Automaten Geschichte findet sich im 5. Buch der Werke des wenig bekannten Philosophen Liecht.

„Flauto solo“.

In Anlehnung an eine Geschichte, die in der Tabakgesellschaft König Friedrich Wilhelms I. von Preußen vorgefallen war, kam es dem Hofkapellmeister Pepsch in den Sinn, ein Schweinekonzert für sechs Fagotte zu komponieren, welche denn auch, „Porco primo, secundo“ usw. überschrieben, das Gelingen der Schweine drastisch wiedergaben. Der König war angenehm überrascht von dieser Musik und sie mußte ihm wiederholt werden. Jedemal hielt er vor Lachen den Bauch. Nun ließ aber, in der Absicht, dieser Musik sammt ihrem Urheber eine kleine Züchtigung zutheil werden zu lassen, der Kronprinz, nachdem Friedrich der Große, an den Kapellmeister Pepsch eine Einladung ergaben, der jener vergebens auszuweichen versuchte. Als er mit sieben Fagottisten erschien, fand er eine große Gesellschaft verammelt und mitten im Saal sechs Musikpulte. Pepsch legte seine Stimmen ganz ernsthaft aus und sah sich dann suchend um. Der Kronprinz bemerkte es und auf ihn zu und sagte laut: „Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?“ „Es wird noch ein Pult fehlen“, antwortete Pepsch. „Ich dachte“, versetzte Friedrich, „es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik!“ — „Ganz recht, Königliche Hoheit, aber es ist jetzt noch ein Ferkel dazu gekommen: Flauto solo.“ Friedrich erzählte selbst diesen Vorgang seinem Lehrer Quanz mit dem Bemerkten: „Der alte Kerl hat mich also doch angeführt, und ich mußte ihm noch gute Worte geben, daß er das Ferkel nicht auch vor meinem Vater produzierte.“

Der praktische Pat.

In der britischen Flotte ist ein System der Belohnungen für besondere Leistungen, Rettung aus Gefahr usw. Brauch, wonach Unteroffiziere und Mannschaften außer einer Denkmünze auch Geldprämien in Gestalt von Spartaflanbilchen erhalten. Der Kommandant eines Kriegsschiffes rief kürzlich, wie ein Londoner Militärblatt berichtet, bei einer solchen Gelegenheit die Befragung zusammen und hielt folgende kleine Rede: „Ich freue mich, Ihr Leute, daß ich diese silberne Medaille Eurem Kameraden Patria Flynn an die Brust heften und zugleich eine 5-Pfundnote auf der Bank für ihn deponieren kann, als eine königliche Anerkennung seines besonderen Muthes.“

Pat, ein vergnügt dreinschauender Irlander, wird sehr roth und scheint mit einem Dankeswort an den Vorgesetzten herauskommen zu wollen. Der Kapitän ermuntert ihn, zu sprechen. Da fährt im besten irischen Dialekt der eben Defortirte heraus: „Wenn es sich dienlich gleich bleibt, Herr Kapitän, dann möchte ich lieber, daß Sie fünf-Pfund-Note an meine Brust heften und die Medaille auf der Bank deponieren!“

Die mittelstärksten Menschen pflegen die zu sein, die am wenigsten mitzuteilen haben.

Trost.

Schneider (zu einem Lebemann): „Ich bitte um mein Geld sonst nehme ich den Anzug wieder zurück.“
„Lassen Sie mich in dem eleganten Dinge wenigstens einen Pumperfuch machen; womöglich fällt eine kleine Abschlagszahlung für Sie ab.“

Schlaun.

Dame: „Hier trinken Sie eins auf meine Gesundheit.“
Droschkentischer: „Gnädige Frau sehen aber sehr schlecht aus, ich werde lieber zwei trinken!“

Bei der Seiree.

„Ist denn das Reisen unter den ganz Wilden wirklich so gefährlich, Mister Fowler?“
„Oh sehr, mit einem Fuß man steht immer im Kessel.“

Disziplin.

„Warum so eilig, Herr Leutnant?“
„Ich muß zum Begräbniß meines Obersten, und der haßt nichts so sehr wie Unpünktlichkeit.“

Fockie und Prosa.

Sie (dickend): „Es geht ein Riß tieflassend durch das AU, und Niemand nach, ihn liebend zu verbinden.“
Er: „Nanu? Du befindest wohl gar mein Oberhemd?“

Der Ged.

„Ich versichere Sie, der Hund ist so klug wie ich!“
Dame: „Es freut mich, solcher Wahrheitsliebe zu begegnen — die meisten Besitzer von Dackeln übertreiben so schrecklich.“

Ungeant.

Gattin (die Zeitung lesend): „In London wurden bei einer Gemäldeauction für das Portrait einer alten Dame 50.000 Mark erzielt...“
Gatte: „Siehst Du, Gulalia, hab' ich Dir nicht schon oft gerathen, Dich photographiren zu lassen!“

Schwere Aufgabe.

Der Frau von Postad werden in einer Gesellschaft Komplimente über ihren schönen Fuß gemacht.
„Ja, ja, Sie erzählen mir nichts Neues. Als ich in Italien war, wollte mir ein berühmter Bildhauer schon eine Büste davon machen.“

Parirt.

Ein englischer Novellist, dessen ansehnliche Leibesfülle oft die Spottlust taftlofer Menschen herausfordert, weiß stets gut zu pariren. In Venedig sagte ihm ein baumlauger arroganter Amerikaner: „Wissen Sie, Sir, wenn ich so dick wäre wie Sie, ginge ich hin und hängte mich auf.“
Lächelnd erwiderte der Brite: „Sollte ich jemals Ihren Rath befolgen, würde ich Sie als Strid benutzen.“

Vorsichtig.

„Herr Grines“, sprach der Pastor zum Küster, „heute Morgen wollen wir die Kollekte lieber vor der Predigt ein sammeln.“
„Wirklich?“
„Ja; ich will nämlich über die Sparsamkeit predigen.“

Der Schein.

„Ihr junger Mann scheint ein fleißiger Arbeiter zu sein.“
„Ja, das ist seine Spezialität.“
„Was, zu arbeiten?“
„Rein — es zu scheinen.“

Karitäten.

„Sie sammeln wohl gar Postanweisungs-Abschnitte?“
Dichtling: „Ja von meinen Honorarfehlungen.“
„Also quasi eine Honoraritäten-sammlung.“

Eine praktische Erfindung.

„Was bedeutet denn eigentlich diese sonderbare Tafel an Ihrer Schreibmaschine? Die habe ich sonst an keiner anderen bemerkt.“
S! Das ist meine eigene Erfindung. Wenn ich mal nicht weiß, wie ein Wort richtig geschrieben wird, dann drücke ich auf diese Tafel, und dann wird das Wort ganz verwischt!“